Nebraska

Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 29. Grand Island, Nebr., 2. April 1909. (Zweiter Theil.) Nummer 32.

Tröste Dich.

Nicht jedem streut das Leben
Nur Blüthen auf den Pfad,
Nicht immer sich der Frühling
Im Sonnenglanze naht.
In wildem Sturm und Wetter
Erscheint er oft der Welt,
Und manche holde Blüthe
Sank hin, vom Sturm zerschellt.

Doch auch dem rauhsten Frühling
Folgt Sommer früchtereich!
Drum zage nicht, und hoffe,
Kommt auch dein Glück nicht gleich!
Mußt' auch in nichts zerstieben
Manch wonniglicher Traum —
Einst trägt noch goldne Früchte
Auch dir der Lebensbaum!

Frostblumen.

Novellette von Marek Kryger.

Draußen ist es kalt und es schneit, und in der Hütte der Bäuerin Martha Jakimowa ist kein Bissen Brot mehr da. Sie wirft eben die letzten, noch vorhandenen Kartoffeln in die Asche des verglimmenden Herdes, und ihr zehnjähriger Knabe guckte in's kleine Fensterloch und betrachtet all die wunderlichen Blumen, die der Winter an den Scheiben gemalt hat. Wässerig-blasse Blumen, dem matten Lächeln eines hungernden und frierenden Kindes ähnlich. Wie ganz anders strecken ihre Köpfchen die gelben Ranunkeln, die rothen Mohnblüthen und die blauen Zichorien im Frühling dem Lichte und der Wärme entgegen. Sie entlehnen Farben vom Himmel, vom Regenbogen, vom rauschenden Sturzbach, und wenn sie dann im Herbst absterben, wenn sie vor Hunger, vor Farbenhunger todt hinsinken, weil der Himmel sein Blau verloren, der Regenbogen verblaßt ist und der Bach zu rauschen aufgehört hat, erscheinen sie dann im Winter an den Scheiben als bleiche Blumengespenster und schrecken kleine Kinder, die ihnen im Sommer das Leben gebrochen: „Gib uns das Leben wieder, gib uns unsere Farbenpracht zurück, in des Maies Blüthe hast du uns geknickt, jetzt irren wir herum durch den kalten Winter, arme Blumengespenster. In jedem Fensterchen erscheinen wir, zu jedem Herzchen sprechen wir, aber die Welt ist erstarrt vor Kälte und niemand will uns verstehen. Wir zeigen unsere schlanke, wunderbare Gestalt, wir zeigen unsere zarten Linien, nur die Farbe entbehren wir, weil es kalt ist ringsherum. Wir zeigen, was wir werden konnten, wenn des Lebens Kälte uns nicht gebrochen hätte. So irren wir herum von Fenster zu Fenster und mahnen die herzlosen Menschen und wecken in ihnen Scham und Sehnsucht. Darum hüte Dich, Kindchen, unschuldigen Blumen ihr Leben zu kürzen, da wir sonst als Frostblumen in die Dunkelheit deines Lebens hineinspuken werden. Du wirst greifen nach uns, aber Du wirst nach einem wesenlosen Schatten haschen, ohne Farbe, ohne Duft."

So flüstern sie geheimnißvoll in der Dämmerung, und am Herde verglimmt der letzte Funke. Den Knaben hungert es und auch kalt ist ihm.

„Ich hab' Hunger, Mutter!"

„Na, da hast Du eine Kartoffel auf den Weg. Lauf' in die Stadt und schau nach, ob was vom Vater da ist."

Jeden Tag gegen Abend läuft er so in die Stadt und fragt auf dem Postamt, ob kein Brief von Amerika für Martha Jakimowa gekommen.

Heute möchte er nicht mehr hingehen, denn er fürchtet sich so sehr vor dem strengen Herrn mit der Brille, bei dem er jeden Tag vergeblich anfragen muß. Und dann ist es furchtbar kalt draußen und ganz besonders frieren ihm die Füße. Zwar hat er Stroh in die Stiefel hineingesteckt, aber es hilft nicht, denn die Stiefel sind löcherig und immer wieder dringen Schneeklümpchen hinein.

„Geh' Knabe, vielleicht ist etwas da. Und vielleicht schickt der Vater Geld .. O, Mutter Gottes . . ."

Er zieht das geflickte Mäntelchen an, stülpt die Mütze über die Ohren, nimmt die Kartoffel auf den Weg und eilt in die Stadt.

Und Martha Jakimowa sitzt in der finsteren Stube und ihre Gedanken ziehen weit, weit hin . . . Hat er sie und den Knaben ganz vergessen? Ein halbes Jahr ist verflossen, seit er das Dorf verlassen, er ist irgendwo in „Hamerita" und arbeitet in den Gruben. Soviel weiß sie aus einem Briefe, den die Nachbarin von ihrem Mann erhalten hat. Alle Männer haben ihren Weibern Briefe geschrieben, und in den Briefen lagen zusammengeknitterte blaue Papierchen, nur sie hat von ihrem Mann bis jetzt nichts bekommen. Weder eine Nachricht noch Geld . . . Sie wischt sich die Thränen von den Augen und schaut hinaus in die tiefe Dämmerung. Eine Angst erfaßt sie . . . . Ein Schrecken: was geschieht, wenn er nichts schickt? Wie wird sie sich und ihren Knaben ernähren? Sie selbst ist krank, arbeiten kann sie nicht und zu verkaufen ist nichts mehr da. Die letzte Kuh ist schon längst hin, und die Hütte mit dem kleinen Grundstück ist bereits verpfändet. Bald wird sie die Hütte ganz verlassen müssen . . . Ein tiefer Seufzer entringt sich ihrer Brust . . . Sie schaut durch's Fenster . . . Es dunkelt. Er wird wieder bei Nacht zurückkehren müssen. Wenn er sich nur nicht verirrt in der Dunkelheit. Ja, ausgehungert ist der Knabe und schwach. So zart und blaß wie die Frostblumen an den Scheiben . . . . So sitzt sie da und starrt in die Dunkelheit der Nacht und bekreuzt sich und flüstert das Gebete . . . .

. . . . Als der Knabe nach einer Stunde das Städtchen erreicht hat, flimmerten dort in allen Fenstern Lichter. Neugierig schaute er in die Fenster, und sah auch hier, an allen Scheiben ebensolche Frostblumen, wässerig-blasse, zarte Blumen, die geheimnißvoll in die Stuben hineinguckten und von gebrochenem Leben, von verlorener Farbenpracht und vom Herumirren durch die gespensterhafte Nacht flüsterten.

Wie gut muß es dort drinnen sein, wie warm — denkt er —, und auch Brot bekommt dort jedes Kind, weißes Brot.

Da schlug auf einmal an sein Ohr ein Pauken-, Zimbeln- und Orgelspielen. Wie geblendet blieb er stehen vor den vielen Lichtern und den rothen und gelben Bildern. Seine Augen erglänzten vor Freude. Ein Panorama! Wie herrlich! Und so viele, viele Menschen: Soldaten, Mädchen, Knaben. Eine komische Figur, ein Possenreißer, ein Bajaz aus Wachs schlägt mit der einen Hand die Becken und mit der anderen paukt er auf's Trommelfell, daß es dröhnt, und schneidet dabei Grimassen, daß die Umstehenden in ein schallendes Lachen ausbrechen. Und auch er mußte jetzt mitlachen. „Bitte, treten Sie ein, meine Herrschaften, die Vorstellung beginnt. Wer ein Billett kauft, bekommt unentgeltlich ein Loos und kann sehr kostbare Sachen gewinnen!" ruft ein Herr und weist dabei auf die kostbaren Sachen: Notizbücher, Taschenbücher, Messer, eine Harmonika.

Dem Knaben glänzten die Augen. Wie möchte er so gern hinein. Schon einmal war er in dem Panorama. Vor einem Jahre, mit dem Vater. Sie bewunderten damals die Herrlichkeiten, und der Vater brach jeden Augenblick in lautes Entzücken aus und hob den Knaben zu den Gucklöchern empor, daß er besser sehe. Und er sah dort große Städte, noch größere als diese Stadt da, er sah hohe Thürme, blaue Meere, ungeheure Schiffe mit hohen Masten, Paläste, wo große Herren wohnen, viel schöner als der Dwor seines Dorfes, Kirchen, die zehnmal so groß und schön waren wie die Certiew.

Lange dachte er noch an das Gesehene, und die Welt, die unbekannte Ferne schien ihm so schön. Jetzt, als er so vor dem Panorama stand, erinnerte er sich an die Einzelheiten dessen, was er damals gesehen und er dachte an seinen Vater und er stellte sich vor, wie er dort irgendwo in den Städten herumgehe und die Kirchen, die Paläste, die großen Herren sich anschaue. Und er freute sich. Hätte er nur Geld, so würde er sich ein Billett kaufen, und er würde seinen Vater durch die Gucklöcher gewiß sehen. Dann würde er hineinschreien, laut, daß der Vater von der Ferne ihn hören müßte: „Vater, die Mutter erwartet einen Brief und Geld! Wir haben Hunger!" — Da entspann er sich des Briefes und eilte rasch zur Post.

„Schon wieder da . . ." brummt der Herr mit der Brille.

„Für die Mutter, vom Vater," stottert der Kleine.

„Martha Jakimowa, was? Wollen nachsehen." Er sucht unter den Briefen. Da hast Du den Brief, nur gib acht, Junge, daß Du ihn nicht verlierst. Dummes Bauernvolk," murmelt er, „senden Geld in nicht rekommandirten Briefen, um am Porto zu sparen."

Der Knabe steckt den Brief in die Tasche und entfernt sich. Jetzt hat er große Eile, denn er möchte schnellstens das Dorf erreichen. O wie wird sich die Mutter freuen, wenn er endlich einen Brief vom Vater bringt. So lange hat sie auf diesen Brief gewartet, so vielmal mußte er in die Stadt laufen und nachfragen. Und jedesmal empfand er eine so große Furcht vor dem strengen Herrn mit der Brille. Und er meinte, er wolle ihm keinen Brief herausgeben, weil er Bauernjunge ist. Weil er zerrissene Stiefel und einen zerlumpten Mantel trägt. Was mag der Brief enthalten? Er drückt ihn fest in der Tasche, um sich zu vergewissern, daß er ihn nicht verloren. Und wenn er jetzt in's Dorf kommt, so nimmt die Mutter den Brief aus seiner Tasche und sie gehen beide zum Nachbar, dem „Korporal". Dieser schneidet ihn behutsam auf, übergibt einige blaue Papierchen seiner Mutter, dann setzt er sich an den Tisch, räuspert sich und beginnt feierlich zu lesen, und die ganze Nachbarschaft lauscht gespannt seinen Worten. Und jeder Brief beginnt so: „Gelobt sei Jesus Christus und seine heilige Mutter."

Jetzt erst bemerkt der Knabe, daß er schon längst die Stadt hinter sich gelassen und daß er sich im offenen Felde befinde. Wo mag nur das Kreuz sein, vor dem er täglich die Mütze zieht, wenn er von der Stadt heimkehrt? Sicherlich wird er es schon passirt haben. Er strengt die Augen an, kann aber nichts sehen wegen des Schneegestöbers, das die Aussicht verhindert. Ja, das hier ist doch der Pfad, auf dem er heimzukehren pflegt. Wo mag nur das Kreuz stecken? Oder ist das nicht derselbe Pfad? Eine Weile steht er und besinnt sich. Dann zieht er die Mütze tiefer über die Ohren, bekreuzigt sich und rennt vorwärts. Es scheint ihm, daß dort vor ihm etwas Schwarzes lauert. Das wird wohl das Dorf sein . . . Nur daß man kein einziges Licht sieht, kein einziges Lichtchen. Ist es schon so spät? Schläft man schon im Dorfe? Im Laufen beruhigt er sich nochmals, sein Herz pocht und hämmert, und es wächst, wächst empor, bis in die Ohren hinein . . .

Er greift in die Tasche und drückt fest den Brief. Ja, er ist da. Wie wird sich die Mutter freuen! Nur schade, man wird ihn heute nicht mehr öffnen können, weil der „Korporal" gewiß schläft. Es ist ja schon spät. Aber seine Mutter schläft nicht. Sie lauscht in die Nacht hinein, und ihr Herz pocht vor Erwartung, so wie seines jetzt . . . Sobald er die Hütte erreichen wird, wird er durch's Fenster hineinschreien: „Ein Brief!"

Ja, das Dorf ist schon ganz nahe. Dort, jener Punkt, das ist doch Certiew. Nur daß kein einziges Lichtchen in den Fenstern schimmert. Oder vielleicht machen das Gestöber und der Frost das Licht unsichtbar; vielleicht thun es die Frostblumen an den Scheiben? . . . Schneeflocken fallen auf seine Nasenspitze, die Wangen, die Lider — so weich, so liebkosend . . . Und er ist vom langen Wege so müde.

Ja, hier will er sich niedersetzen und ausruhen. Einen Augenblick nur — dann läuft er um so schneller in's Dorf. Und er muß es schnell erreichen, denn das Herz der Mutter pocht in die Nacht hinaus vor Erwartung. O, wie müde er ist . . .

Nur auf einen Augenblick will er den Kopf auf dem weichen, weißen Schneeboden niederlegen, nur auf einen Augenblick die Augen schließen . . . Wie süß ist der Schlaf . . . Weich und liebkosend fallen die Schneeflocken auf's Gesicht. Dort oben ein blauer Himmel, und ringsumher, weit, weit hin eine weiße Decke. Und kein Lichtchen . . . . Das Gestöber macht das Licht unsichtbar, oder vielleicht thun es die Frostblumen? Ueberall in den Fenstern erscheinen sie an den Scheiben und flüstern geheimnißvoll von jungem, gebrochenem Leben, von verlorener Farbenpracht und von Herumirren durch die Nacht. Auch in der Stadt, in jedem Fenster waren sie da. Aber dort war so viel Licht trotzdem. Und das Panorama. Das Panorama wird er bald wiedersehen. Nur der Bajaz aus Wachs ist häßlich mit seiner Fratze, und schneidet höhnische Grimassen. Ja, er muß auch lachen wie die anderen. Wie lächerlich . . . Aber durch die Gucklöcher sieht man die schöne, unbekannte Ferne mit Palästen, Kirchen, blauen Meeren, Schiffen . . . Und die Musik . . . Ja, sie spielt leise, ganz leise . . .

— — — — — — — — — — —

Spät in der Nacht hörte das Schneegestöber auf. Ein scharfer Wind blies und machte den Schnee zu Eis. Es waren jetzt nicht mehr jene weichen, milden Flocken, sondern harte, kalt glänzende, farblose Eismassen.

Die ganze Nacht irrte die Mutter im Feld herum und suchte ihren Knaben. Vor Morgengrauen, als der Wind den weichen Schneehügel über seiner Leiche wegblies, fand man ihn eingefroren, mit einer Hand in der Tasche. Er war einer wässerig-blauen Frostblume ähnlich.

Man brachte ihn in die Stube, und als man ihn auskleiden wollte und die Hand aus der Tasche hinauszog, sah man zwischen den erstarrten Fingern einen Brief. Martha Jakimowa löste schluchzend den Brief von der krampfhaften Umklammerung los, übergab ihn dem „Korporal", dieser schnitt ihn behutsam auf, händigte der Martha Jakimowa einen blauen Papierschein ein, setzte sich an den Rand des Leichenbettes, räusperte sich und las noch feierlicher als je, indessen die Umstehenden mit gespannten Mienen lauschten:

„Gelobt sei Jesus Christus und seine heilige Mutter! Mir ist gut hier in der Fremde; und wie ist Euch? Hier verkauft man schon Blumen und es ist warm. Bei Euch aber ist jetzt Winter, die Blumen sind todt und nur an den Scheiben habt Ihr dort Frostblumen."

Eine Jagd auf Krokodile.

Allzuviel „Chance" hat der moderne Jäger der Thierwelt nicht gelassen, seiner Nachstellungen zu entgehen. Die Büchsen haben eine Vollkommenheit erreicht, die auch das stärkste und gefährlichste Wild fast wehrlos machen, denn welches Thier, sei es selbst ein Elefant oder ein Rhinozeros, kann dem Geschoßhagel aus einer 11 Millimeter-Repetirbüchse widerstehen? Die einzige Rettung für das bedrängte Wild war, sich so weit wie möglich aus der Nähe der bewohnten Gegenden zurückzuziehen und dadurch vor allem aus dem Bereich der Eisenbahnen zu gelangen. Auch diese letzte Zuflucht verschwindet vor der modernen Technik, denn der Jäger bedient sich jetzt des Motors, um ein Wild auch im entferntesten Erdenwinkel aufzusuchen.

Der Verfasser verwendet zum zweiten Male während seiner Jagdreise in den Tropen einen Motor und erzielt dadurch oft fast mühelos Resultate, die für die verehrliche Konkurrenz in Dianas Gründen fast unerreichbar sind. Tief, tief im Dschungel steht mein Lager, steht das leinene „Etwas", das zur Zeit mein Heim, meine häuslichen Penaten darzustellen hat. Nur ein schmaler, nur selten von einem Ochsenkarren befahrneer Pfad verbindet das Kamp mit der Landstraße, die in endloser Länge das Dschungel durchschneidet. Gleichwohl ist dieser Pfad für mein kleines Automobil fahrbar, denn sorgsam ist sein Geschlecht und Art für den Zweck auserwählt. Vier Zylinder vermögen das Motorrad auch auf schlechten Bahnen, wenn auch langsam, vorwärts zu treiben; der leichte Seitenwagen, der in einigen Minuten mit dem Motorrad verbunden werden kann, ist nicht schwer genug, die Fahrt zu hemmen.

Etwas mißmuthig komme ich eines Tages von einer morgendlichen Streife durch das Dschungel nach „Hause" zurück; verfolgte ich doch nun schon zum zweiten Male vergebens die Spur eines mächtigen Einsiedlerbüffels, und beschloß daher, meinen Jagdeifer vorläufig an andern Opfern zu kühlen. Bald war das einfache Frühstück verzehrt und die Zeit für eine kleine Siesta gekommen. Eine wunderbare Erfindung, diese „Long Chairs", diese langen Stühle, wenn auch die Posen, die deren Klient einzunehmen hat, nicht gerade malerisch zu nennen sind.

Leider verging die schöne Zeit der Ruhe nur zu schnell, denn schon erscheint der „Boy", um mich zu mahnen, daß es Zeit zur Krokodilsjagd sei; hatten doch diese Thierchen die liebenswürdige Angewohnheit, sich dann zur Verfügung des Jägers zu halten, wenn sich die ganze übrige Thierwelt zurückgezogen hat. Schon hatten meine Eingeborenen den Motor aus seinen wassendichten Decken gewickelt, und es bedurfte nur einer flüchtigen Inspektion, um mich zu überzeugen, daß alles in Ordnung war.

Ebenso schnell war die schwerste meiner Repetirbüchsen geladen, und zwar mit den bei Krokodilen sehr beliebten Halbmantelgeschossen. Sorgfältig wurde die Büchse dann auf Seitenwagen festgebunden; war doch der zu befahrende Weg nicht gerade eine Asphaltstraße. Ein kräftiger Schub, und der Motor beginnt zu arbeiten. Einige Schritte laufe ich neben dem schneller und schneller davoneilenden Vehikel und schwinge mich dann mit mehr oder weniger großer Eleganz in den Sattel. Nun geht es dahin durchs Dschungel, daß die Affen verwundert von ihren Bäumen herunterschauen auf das absolut nicht in ihre Landschaft und ihren Ideenkreis passende Fahrzeug.

Der Motor, mit meinem Gepäck und nur mit meiner Wenigkeit belastet, fliegt dahin und nimmt einige kleine starke Hügel, als ob er Volldampf im Leibe hätte. Wo ich sonst manchmal mit Bienenfleiß in die Pedale treten mußte, um nicht stehen zu bleiben, daause ich jetzt hinauf, wie ein Mercedesbesitzer.

Bald ist die Hauptstraße erreicht, und nun geht es bequem dahin ohne haargenaues Steuern wie auf dem kleinen schwierigen Dschungelpfad. Landschaftliches Interesse hat die Fahrt nicht; rechts und links von der Straße einförmiges, niederes Gestrüpp, verkrüppelte Bäume, Baumkakteen; alles sonnenverbrannt und staubig; kein frisches grünes Blatt auf Meilen. Nur wenn die Straße einen der vielen Hügel emporstrebt, breitet sich von der Höhe zeitweilig ein weiter reizvoller, eigenartiger Blick auf das grüne Meer des Dschungels, das sich auf- und niederwogend bis zum fernen Horizont erstreckt bis zu den finstern, phantastischen Felsgebilden, die dort emporragen—den heiligen sieben Bergen von Kateregama.

Unwillkürlich bremse ich auf der Höhe die knatternde Maschine, um in langsamer Fahrt einen Blick auf das so oft geschaute und doch immer wieder wirkungsvolle Bild zu werfen; dann geht es in fliegender Fahrt die Anhöhe hinunter, und wieder rahmt das endlose Buschwerk die Straße.

Meile um Meile geht es dahin, und schon erscheint in einiger Entfernung das kleine Dorf Wirawila, mein heutiges Ziel. Blendend weiß schimmert zur Rechten der Dall Bungalow, das Rasthaus, durch die Bäume, dahinter die ärmlichen Lehmhütten der Singhalesen mit ihren weit vorspringenden Strohdächern. Mitten im Dorfe halte ich und rolle den Motor auf einen kleinen offenen Platz, der zum Aufstellen der Ochsenkarren dient, die hier auf dem Wege nach Tissamaharama die Nacht zu verbringen pflegen. Ein kleiner Fußpfad führt hier in wenigen Schritten zum „Wewa", einem jener Jahrtausende alten, heute versumpften und verwahrlosten Steinbecken. Auf dessen mittlerm Steindamme gehe ich langsam weiter, um jene mir wohl bekannte Stelle zu erreichen, an der sich die Krokodile zu sonnen pflegen.

Besonders einsam ist es nicht um mich herum, denn meine knatternde Ankunft ist natürlich im Dorf nicht unbemerkt geblieben, und da die guten Singhalesen das ganze Jahr Zeit haben, so folgte mir nicht nur ein beträchtlicher Theil der lieben Jugend, sondern auch einige erwachsene männliche Individuen der fleißigen, hyperfleißigen Nation in der Hoffnung, vielleicht einige Cents ohne Arbeit, vor allem ohne viel Arbeit zu verdienen.

Einige Minuten ging es auf dem Damm dahin, dann aber hieß es vorsichtshalber herunter von der stolzen Höhe und weniger beauem, aber gegen die scharfen Augen der „Kroks" gesichert auf der äußern Böschung entlang spaziert.

Das Dorf hielt sich in angemessener Entfernung; wissen doch verschiedene seiner jüngern Sprößlinge aus Erfahrung, daß ich sehr unumgänglich werden könnte, wenn ich beim Jagen gestört würde. Bald hatte ich einen uralten Baum erreicht, der unmittelbar auf der Höhe des Dammes gewachsen war und mir schon vor Jahren mit seinem dichten Stamm einen vorzüglichen Platz zum Beobachten der Krokodile geboten hatte.

Vorsichtig kroch ich um die Böschung empor. Jetzt hatte ich die Höhe erreicht, blickte hinter dem Stamme gedeckt über die Wasserfläche und — hätte beinahe hell aufgelacht. Der Anblick, der sich bot, war aber auch zu originell. Schräg gegenüber erstreckte sich eine Landzunge in das sumpfige Wasser des Wewa, und auf der Landzunge lagerte ein Stillleben von Krokodilen, wie ich es selten in meinem Jägerleben gesehen habe. Kreuz und quer lagen die schuppigen Bestien durcheinander, groß und klein, jung und alt, alles schien sich ein Stelldichein auf jener Stelle gegeben zu haben. Nicht genug aber mit diesem Konglomerat von „Kroks" hatte jedes von ihnen den Rachen so weit aufgerissen wie nur irgend möglich, und ließ sich die Sonne hineinscheinen — ein Anblick, so grotesk, daß die Thierwelt sicherlich nicht viel ähnliches zu bieten vermag.

Das mußte „geknipst" und der mehr oder minder staunenden Mitwelt im Bilde überliefert werden. Ich winkte daher einem, der von ferne der Dinge, die da kommen sollten, harrenden Singhalesen, der mir von früher bekannt war, und sandte ihn in möglichster Eile zu meinem Motor, um den sogenannten Affenkasten zu holen.

Den guten Mann hatte ich seinerzeit entlassen, da er, als mich ein verwundeter Büffel umrannte, einen nahestehenden, gut gewachsenen Baum für einen passenden und angemessenen Aufenthalt gehalten und deshalb erklommen, meine Büchse aber mitgenommen hatte.

Jedenfalls beeilte er sich diesmal ebenso, mit der Kamera zurückzukommen, vielleicht in der Hoffnung, meine Gunst wieder erwerben zu können. Kaum hatte ich die Kamera in Händen, als die nichtsahnenden „Kroks" heimtückisch geknipst wurden. Ich hatte nicht einmal das stereotype „Bitte recht freundlich" anzuwenden, denn grinsendere Gesichter als jene Kroks kann überhaupt kein Krokodil machen.

Nun aber begann der Ernst. Ich sah ziemlich in der Mitte ein prachtvolles Exemplar, konnte aber von hier aus den tödtlichen Punkt, den Ansatz des Vorderfußes, nicht sehen und schritt deshalb am Fuße der Böschung etwa 100 Meter weiter. Von einem kleinen Strauch gedeckt, sah ich dann das Thier voll von der Seite, die Büchse wurde entsichert, das richtige Visir für die ziemlich weite Entfernung aufgestellt und pfeifend sauste das schwere Geschoß über die Wasserfläche.

Mit dem scharfen Knall der Büchse erhob sich ein wildes Toben auf der Landzunge drüben. Jedes der mächtigen Panzerthiere wollte zuerst das schützende Wasser erreichen. Hochauf spritzten die Wogen, gepeitscht von den muskulösen zackigen Schwänzen. Nur das größte der Krokodile blieb zurück. Mühsam, mit der zähen Lebenskraft seines Geschlechtes will es sich zum Wasser schleppen — umsonst. Ein zweiter Schuß krachte und zerschmettert auch den Hinterschenkel.

Wüthend mit dem Schwanze um sich schlagend bleibt es liegen, versucht aber, sich nach und nach zum Wasser hinzuwälzen. Kaum ist der zweite Schuß gefallen, als ich die Büchse niederlege und im Laufschritt um den Theil der Wewa, der die Landzunge vom Ufer trennt, herumeile; gelingt es doch besonders so alten Krokodilen häufig, das Wasser zu erreichen, auch wenn sie von Kugeln wie ein Sieb durchlöchert sind. Im Laufe winde ich mir den Lasso zur amerikanischen Wurfschlinge, meinen unzertrennnlichen Begleiter, von der Hüfte, und kaum bin ich in genügender Nähe von dem verwundeten Krokodil angekommen, als diesem schon die Schlinge um den Hals fliegt. Ein sehr einfaches und gesundes Verfahren — bei zu großer Annäherung an ein um sich schlagendes Krokodil soll nämlich schon mancher Jäger und mancher Eingeborene plötzlich erkrankt sein.

Nun kommt auch das Dorf angelaufen, und mit vereinten Kräften wird das mächtige Thier vom Wasser fortgeschleift; dann vorsichtig eine zweite Schlinge um den Kopf gelegt, um den zähnestarrenden Rachen zu schließen, und im nächsten Augenblick liegt das Krok auf dem Rücken. Dort ist die tödtliche Stelle zwischen den Vorderfüßen, das lange Weidmesser angesetzt, en kräftiger Stoß erfolgt, gefolgt von einem schleunigen Seitensprung, denn das Krokodil wälzt sich mit einer letzten Kraftanstrengung herum und peitscht den Boden nach rechts und links mit dem gefährlichen Schweife.

Einige Minuten, und alles ist vorbei! Rasch ist ein junger Baum umgehauen, das mehrere Zentner schwere Thier mittels des Lasso daran gehängt und vier Singhalesen schleppen es zum Dorf. Hier wird es sorgfältig auf dem Leiterwagen untergebracht, mit dem Lasso festgeschnürt und bald knattert der Motor mit seiner Last dem Kamp zu, nicht ohne kräftige Mitwirkung meinerseits auf den Steigungen. Um so besser mundete ein Whisky mit Soda, als ich eine halbe Stunde später zu Hause ankam.

Eine pfiffige Kleine.

Aus Bernburg wird das folgende nette Geschichtchen erzählt: Als jüngst die Töchterschule aus dem alten Gebäude, das die Stadt für Bureaus in Verwendung nimmt, in ein neues Gebäude übergeführt wurde, sagte der Lehrer einer der untersten Klassen zu seinen Schülerinnen: „Nun, Kinder, nehmt Abschied vom alten Hause, da kommt ihr nun nie wieder hinein!" Sofort entgegnete ihm ein kleines Mädchen: „Nanu, ich denke, hier kommt das Standesamt her!"

Je weiter vorwärts auf der Bahn
Des Lebens sich dein Fuß gewandt,
Je öfter wendet rückwärts sich
Das Haupt dir nach dem Einst, das schwand.